Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: An Heinrich Federer
Autor: M.W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574620

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

das Höchste, woran sich ihre Hoffnung schüchtern getraut. Mit was für einer Seelengröße aber sie das alles erträgt (seit sechs Jahren!), gewinnt ihr die Bewunderung aller. Um über dieses Thema gebührend zu reden, müßte man sich entweder der poetischen Sprache bedienen oder Isabellens schwungvollen Prosastil besitzen.

Die Schmerzen gewähren ihr untertags, wenn es gut geht, ein paar Stündchen Ruhepausen. In diesen Ruhepausen nun vergißt sie augenblicklich, was sie soeben gelitten. Sie kann dann plaudern und scherzen, selbst arbeiten, als wäre nichts gewesen. Wem die seltene Erlaubnis erblüht, sie aufzusuchen, der trifft genau die nämliche Isabelle wie ehedem. Weder ihr Frohsinn noch ihr sprudelnder Geist, noch ihr Interesse an allem und jedem, was in der Welt vorgeht, hat im mindesten abgenommen. Neulich ist sie sogar mit mir ins Cinema gegangen. Geändert hat sich im großen und ganzen eigentlich nur das, daß, während sie früher die Welt aufsuchen mußte, jetzt die Welt sich zu ihr bemüht. In Gestalt von Freunden, Auszeichnungen, Lorbeerblättern, Briefen usw. Allerdings sind die leidigen unleidlichen Schmerzen da!

Ich würde mir's nicht verzeihen, wenn ich unterließe, hier, wo ich von der Dulderin spreche, zugleich Jener zu gedenken, die der Dulderin während ihrer langjährigen Leidenszeit mit treuer Pflege in unübertrefflicher Weise beigestanden hat, erst als berufene Krankenwärterin, allmählich als Freundin und begeisterte Anhängerin. Eine förmliche Aufopferung über Menschenkraft, sodaß schließlich die Pflegerin, den Anstrengungen unterliegend, selber aufs Krankenlager gefallen ist. Ob ich auch, um ihr Zartgefühl zu schonen, ihren Namen nicht ausspreche, so weiß doch jeder, der in den letzten Jahren mit Isabelle verkehrte, wer es ist, dem wir alle dafür Dank schulden und Hochachtung zollen.

Carl Spitteler.

An Heinrich Federer.

Zu den drei Bildnissen.

Alle Achtung vor unserer Redaktionsstube, wenn sie auch so eng ist, daß der Papierkorb ein Gutteil ihres Raumes verschluckt (ihre Enge hat schon manchem Besucher den Rank gezeigt, den er von selbst nicht gefunden hätte); denn es steht eine tüchtige Arbeitsluft zwischen den bücher- und druckstockschweren Wänden, die oftmals ehrfürchtig erzittern vom unablässigen Gestampf ferner Maschinen, und sie hat ein Fenster, das gradwegs auf den schönsten Platz mit den graudüstern Türmen und lustigen, kinderfrohen Trepplein schaut und weiter über den schönsten Weidenbaum, über Fluß und Berg ins Himmelblaue hinein. Aber Sonntagsstille steht der Arbeitsstube nicht, und wenn man weiß, daß diese selbe Septembersonne, die den Platz vor dem Fenster weiß macht und das Auge verglastet, den andern einen blaufunkelnden Weg über den Urnersee zeigt und daß man mit dabei sein könnte, wenn ein gewisses Telegramm eingetroffen wäre, so hält es schwer, herinnen zu bleiben. Aber so ist es nun: Der junge, haarscharfe und feinabwägende Literarhistoriker und Redaktor hat uns seinen Aufsatz zu Heinrich Federers fünfzigstem Geburtstag nicht gesandt, und nun sitze ich hier und warte auf die goldenen Worte, die des Dichters Festtag beglänzen wollen, oder auf das Telegramm, das ihr Ausbleiben erklären oder ihr Kommen ankünden soll, warte, zusammen mit den drei Bildern des Dichters, die immer noch brückenlos im weißen Bogen stehen, so, wie sie das Redaktionshaupt weise hinein gefügt; denn morgen früh wollen die Druckmaschinen diese Brücken bauen, da die Bilder nicht vereinsamt bleiben dürfen. Sie mögen zwar in ihrer dreifachen Einseitigkeit sich allerdings ergänzen und etwas wie einen Eindruck von Federers äußerm Menschen vermitteln;

Heinrich Federer.
Phot. Kienast, Zürich.

aber sie sind bloß für den Leser da und werden dem zurückgezogensten, bescheidensten aller Dichter wenig Freude machen. Zum 7. Oktober aber soll der Dichter einen Gruß erhalten. Keine Jubiläumsfanfare, dazu ist man mit fünfzig Jahren noch nicht abgehärtet genug. Das ist das Alter, wo unsere größten Schweizer erst recht ins Blühen gerieten, und eigentlich sind es ja auch kaum fünf Jahre, seit man zum ersten Mal ein Federerbuch in Händen hielt.

Fünf Jahre sind so wenig; aber wer könnte sich heute unser Schweizerdichterhaus noch denken ohne diesen Garten, darin man sich die heitere Frühlingssonne holt, den holden Sommerflor und Abendstille und lustiges Schneeglitzern, wenn die Stubenluft drückt?

Und wenn man es recht bedenkt, so geht die Bekanntschaft mit dem Dichter der Lachweiler Geschichten [1]) ja auch weit über deren Erscheinen vor fünf Jahren zurück.

Vor mir stehen die gebundenen Jahrgänge der „Schweiz", geradezu imposant gereiht: achtzehn hochstelzige, ernstgrüne Bände mit einem Edelweißdekor, der an die Geschmackszone erinnert, in die die Geburtsstunde unserer Zeitschrift fiel, und daneben ein kürzeres, dickes Buch, dessen edle Altgold-Decke dem Auge zur angenehmen Weide wird und dem Verstand zum vielsagenden Symbol einer neuen Zeit, die in ernsten Stunden ihren Ursprung nahm. Angesichts solch stattlicher Reihe sollte einem das Warten nicht so lange werden. Ja, gerade diese Bücher wüßten von jenem Federer zu berichten, den die Welt noch nicht als Meistererzähler erkannte, dessen Poetenseele noch sozusagen inkognito ging. Also her mit den Kolossen! Wenn Bücher einem den Rücken zuwenden, geschieht es ja doch nur, damit man sie dran packe und sie herunterhole.

Ich muß schon in das letzte Jahrhundert zurückgreifen, um den ersten Aufsatz zu finden, den Federer der „Schweiz" gab, eine umfangreiche Dichterstudie über Arnold Ott [2]). Anmutig, mit einer kleinen novellistischen Gebärde hebt der Aufsatz an: eine Vorlesung der „Grabesstreiter" in des Dichters Landhaus. Wir fühlen die trauliche Stimmung der Stube mit der Winternacht vor den Fenstern und dem heimlichen Teekesselsummen drinnen, wir sehen den Dichter, wie er, von der Glut der eigenen Worte mitgerissen, die andächtig Lauschenden hinreißt, und spüren das mächtige Wirken der Dichtung an uns selbst. Dann folgt eine sachliche Betrachtung von Arnold Otts Dichterwerk, erst als ruhige Analyse, dann immer temperamentvoller, lebendiger. Kühne Vergleiche werden herangeholt, Aischylos und Shakespeare, die attische Tragödie und das Volksdrama überhaupt. Und auf einmal greift er auf uns über, uns lebende Schweizer, die wir den großen Dichter weder kennen noch fühlen, und ergreift uns und schüttelt uns und läßt uns Tragik und Gefahr eines Lebens ahnen, das seine Größe verkannt und seine Gaben verschmäht sieht, und zeigt uns, wie man dem Volk zu seinem Dichter und dem Dichter zum Erfolge verhelfen könnte. Der kühne Plan eines Ott-Schauspielhauses taucht auf, nicht utopisch, sondern im Verein mit praktischen Winken und Vorschlägen, und schließlich ist es ein Aufruf voll glühender Beredsamkeit an das Schweizervolk, daß es seines Dichters sich würdig erzeige. Der Eindruck des Aufsatzes ist ein mächtiger. Aber ob damals einer nach dem Verfasser stark gefragt haben wird? Er erfüllt uns mit dem Bild Arnold Otts so ganz, daß wir darüber hinaus nicht suchen. Und das eben wollte Federer. Die Sache ist ihm alles, und er fühlt sich am wohlsten, wenn er ungesehen bleibt.

Das Ott-Thema findet seine Fortsetzung. Federers Worte haben gewirkt. Die beiden folgenden Jahrgänge bringen Berichte über die Aufführungen von Otts Karl dem Kühnen in Dießenhofen und Zürich [3]) und seinem Festspiel zur Schaffhauser Jahrhundertfeier [4]). Fein analysierende und beleuchtende Studien, aus denen die helle Freude bricht darüber, daß das Schweizervolk seinen Dichter zu schätzen beginnt, und der Dank an die Veranstalter der Aufführungen wird laut, aber vor allem und immer wieder der Dank an den Dichter und die stolze Aufforderung an das Vaterland, seiner würdig zu werden und ihn zu feiern.

Zwischen diesen Aufsätzen liegen zwei Gedichte. Wer weiß heute etwas von dem Lyriker Heinrich Federer? Dieses Kapitel wird er uns wohl erst nach dem fünfzigsten Jahr aufschlagen wollen. Wie Herrliches steht uns noch bevor! Das erste Gedicht „Mitternacht" [5]) hat die damalige Redaktion mit einem Kranz violetter Lilien umrahmt. Die Art des Buchschmucks will uns ja heute nicht mehr behagen; aber die Farbe paßt gut zu diesem seltsamen Gedicht. Es ist ein leiser Seufzer des Tagesmüden und ein stiller Frageblick ins Reich der ewigen Rätsel, ein zartes, schlichtes Lied und ganz erfüllt von weichtrauriger Melodie. Das Ruheverlangen des Wandermüden klingt auch aus dem andern Gedicht „Auf der Straße" [6]) und die Sehnsucht nach einem Stück Himmelblau, aber auch die herzklopfende Freude über diesen blauen Himmel, der sich,

über den Blättern von Hand erreichbar
und nicht unendlich, nein, quer und mitten
von tausend Blättern und Zweigen geschnitten,

so traut dem Wandermüden neigt — Das ist

[1]) Vgl. „Die Schweiz" XV 1911, 538 ff.
[2]) „Die Schweiz" III 1899, 544 ff. 568 ff.
[3]) IV 1900, 497 ff. — [4]) V 1901, 297 ff. — [5]) IV 1900, 400/01. — [6]) VIII 1904, 280.

nun bereits die ganze Poetenseele Federers in diesen zwei Liedern, die feine, tiefsinnende und tiefblickende und der der Himmel von Hand erreichbar. Aber da taucht auch schon der andere Federer auf, der helläugige, scharfmerkende Erzähler mit dem flinken ironischen Lächeln. Wiederum gilt es einem Drama — der Gedanke an die ersehnte und gesuchte Volksbühne stak ihm wohl heiß im Kopf damals — er berichtet von der Aufführung der Appenzeller Freiheitskriege [7]) von Georg Baumberger; aber diesmal handelt es sich weniger um den Dichter als um das Völklein, das sich in dem Stück spiegelt und dem es gilt, und da fallen nun Worte über das Appenzellerland und -volk, so herzstärkend köstlich und unbeschreiblich wahr, wie sie vorher keiner gefunden und auch nachher nur der Dichter des „Gaiserbähnli" und des Appenzellerromans „Berge und Menschen"[8]). Da steht auch der Ausspruch über die Innerrhödler, der Federer selbst so prächtig trifft: „Wieviel Melodie sitzt auf ihren Lippen, wieviel Gemüt in ihren Herzen!"

Und nun ist die Lust nach diesem unvergleichlichen Gaiserbähnli in mir erwacht; aber vorher muß ich doch noch die Lebensbilder der beiden Bischöfe [9]) durchfliegen — ja, wenn man bei Federer etwas überfliegen könnte! Gleich fesselt das erste Wort, und die Eile ist dahin. Diesmal redet nicht der heitere Poet, dem die Feder von Laune überfließt; klug und ernsthaft, wenn auch ohne Feierlichkeit — wer hätte Heinrich Federer je feierlich gesehen? — werden zwei Persönlichkeiten gezeichnet und nicht gegeneinander abgewogen, wohl aber mitsammen betrachtet. Denn Federer ist kein heiliger Michael mit pedantischer Seelenwage, sondern der liebevollste Beschauer, der alle Pflänzlein im Garten Gottes so sehen, verstehen und lieben möchte, wie sie geworden sind und wie sie bestehen.

Klein ist der Schritt von der einfühlenden Menschenbetrachtung zur Menschengestaltung. Im Gaiserbähnli haben wir beides beieinander. Das nehme ich nun herunter vom Regal und damit die ganze Festtagsfreude [10]). Wo hat man je etwas Aehnliches gelesen! Ach, dieses entzückendste, stolzeste aller Schmalspurzüglein und seine eigenwillige Fahrt durchs sauberste Ländchen und mit den saubersten, hellsten Menschen, die nicht lachen, wenn sie zum Lachen machen, mit ihrer Mundart „grob-

Nach Zeichnung von Anton Stockmann, Sarnen (1913).

holperig und weichsamtig genau wie die Hügel ums prächtige Dorf", mit ihrer „verstandeskühlen, lachenden, spottvollen Kunst des Appenzellerwitzes" und ihren leichtfüßigen Jodlern, „die der naturwüchsigste, wildeste, erdhafteste Ausdruck der Menschlichkeit sind im Frohen und Düstern"! Und was da alles steht über die Appenzellerstickerei! Heiliger Heimatschutz, hast du je überzeugendere Worte gefunden? Und die Hundwyler Landsgemeinde, wo einem ganz andächtig wird beim Anblick des abstimmenden Volkes, trotzdem man mitten im lustigen Lenz steht, wo „alles in der Natur Dummheiten macht". Und der abendliche Ausblick vom verschneiten Gäbris über die schlafende Welt; aber das Heiterste, Gais selbst, das stolze Dorf, „wo man wie nirgendwo auf Erden immer drei Farben ineinanderspielen sieht, das Grün der Natur, das Weiß der Häuser und das Blau des Himmels". Aber vor allem die Gaiser Jugend mit ihren Stubeten und Kindertänzen daheim und im Wirtshaus, „wo sich Tische und Zimmerbalken vor Tanzhaftigkeit zu drehen scheinen" unter der reinweg auswendig gespielten wilden und frischen Innerrhödler Tanzmusik. Hier fin-

[7]) IX 1905, 286 ff. — [8]) Vgl. „Die Schweiz" XV 1911, 538 ff. — [9]) X 1906, 267 f.: Leonhard Haas und Augustin Egger, zwei Schweizer Bischöfe. — [10]) XII 1908, 226 ff. 246 ff. 269 ff. 289 ff.

den wir zum ersten Mal Federers Lieblinge, die Halbwüchsigen, die dem Leben entgegengehen, aus deren Sinn und Sein eins seiner herrlichsten Bücher herausgewachsen ist und vielleicht die schönsten Seiten in seinen großen Romanen.

Und da liegt die „Regina Lob" vor mir, im XV. Jahrgang[11]), mit fünfzehn Fortsetzungen; aber die führt eine schmerzliche Erinnerung herauf. Mit halbem Manuskript hatten wir damals den Druck begonnen, da wurde der Dichter krank, bevor die zweite Hälfte abgeliefert war. Fünfzehn Fortsetzungen, so viele, die man dem Schmerzgequälten abquälen mußte, wieviel Not hüben und drüben! Der Leser merkte nichts — wer ahnt überhaupt die Schmerzen, die ein hinfälliger Körper diesem heitersten Dichter auferlegt, wer, der es nicht sonst schon weiß, daß wahre Heiterkeit immer aus Schmerzen geboren wurde? Der ahnungslose Leser jubelte über diesen herrlichen Roman mit den seltsamen Menschen und seltsamen Schicksalen, und wie ich nun durch die Blätter gehe und Seite um Seite lauter Schönheiten finde, will es mir wieder nicht ein, daß der Dichter die „Regina Lob" bis heute nicht im Buch erscheinen ließ; aber dann freue ich mich auch — mit einer unedeln, vergünstigen Freude — daß dieses seltsame Werk nun der „Schweiz" zugehört, ihr allein!

Im selben Band steht auch das Gedicht auf Arnold Otts Tod[12]), ein Prolog zur Ott-Feier der Luzerner Kantonsschule, tief und großartig und klanghell, eine Vision und noch einmal ein Aufruf für den verehrten Dichter, diesmal an die Jugend[13]). Und ein paar Seiten weiter nimmt Federer sich die Mühe, eine Lanze zu brechen für einen jungen „akademie- und meisterlosen" Künstler, der eine Arnold Ott-Büste geschaffen, an der Federer tragödienhafte Großheit verspürt, und eine solche von Carl Spitteler, darin er die Spiegelung des ganzen Menschen sieht, „das Gütigfrohe mit dem Tiefblickenden, sozusagen Kosmischen, das sich darum doch nicht in Transcendenz verliert, sondern köstliche Gegenständlichkeit behält". Heute gehört Fritz Huf lange nicht mehr zu den Unbekannten, so wenig wie Arnold Stockmann, dessen eigenartige Gürtler- und Plakettenkunst ebenfalls Federer zuerst mit feinem, an altem Goldschmiedwerk geübtem Kennerauge würdigte[14]).

Was für ein breites Stück Schweizerheimat liegt in all diesen Werken, und hat je einer das Senkblei tiefer in die Schweizerseele hinabgelassen? Aber da schlage ich den XVIII. Band auf und damit des Dichters andere Welt und Seelenheimat, darin er kein weniger tüchtiger Führer und inniger Bezauberer ist. Da sind die Umbrischen Reisegeschichtlein[15]). Zu der Meisternovelle „Sisto e Sesto"[16]) gehören sie und reichen an sie heran und sind mir noch fast lieber als jene, gerade weil die verbindende und schließende Handlung fehlt, weil man sich ganz ziellos den Einzelschönheiten hingeben kann, die aus diesen leisen Geschichten in wahrhaft herzbedrängendem Reichtum hervorsprießen. Und so wird das Glück des Tages voll.

Aber mitten unter dem umbrischen Reichtum Verse, und ich kenne kein tiefsinnigeres Dichterbekenntnis als diese freien Strophen, darin Dichterbescheidenheit und Dichterstolz den ergreifendsten Ausdruck finden: „Ich lösche das Licht"[17]).

Es ist das letzte Wort, das ich heute von dem Dichter vernehme. Und nun ist auch das große Licht draußen untergegangen. Der Platz vor dem Fenster glastet wohl schon lange nicht mehr; denn der Himmel streut schon Abendschatten. Und das Telegramm? Habe ich daran noch gedacht? Oder kam mir der Sinn daran, die andern um ihre funkelnde Seefahrt zu beneiden? Wieviel Weltfreude, wieviel irdisch Schönes habe ich inzwischen erlebt, in wie manches hineingeschaut, darin ein uraltes Geheimnis steht! Und wenn nun das Telegramm nicht kommt? Dürfen am Ende einstweilen diese ungefeilten Herzensergießungen zwischen den Bildern stehen? Es sei. Als bescheidener Dank für den glückhaften Tag und als Sonntagsgruß an den Sonntäglichsten unter unsern Dichtern. M. W.

[11]) 1911, 137 ff. — [12]) XV 1911, 81 f. — [13]) ebd. 191 f. — [14]) XVII 1913, 429 f. — [15]) 1914, 75 ff. — [16]) Vgl. XVII 1913, 523 f. XVIII 1914, 565. — [17]) ebd. 123.

Mitternacht

Nun geht im weiten Erdenhaus
Kein Schritt, kein Sang mehr ein und aus,
Das Licht erlöscht, das Aug fällt zu,
Und ich mag sehn, was vom Geschrei
Des tollen Tages übrig sei:
An Bettes Fuß bestaubte Schuh,
Worin ich redlich mich gequält,
Das Glück ersprungen und verfehlt
Und endlich mich geschleppt zur Ruh.

Nach allem Prahlen und Gepoch
Bleibt nun der Schlaf das Beste noch.
So denk ich, und in halbem Traum
Seh ich sie wandeln durch den Raum,
Auf leiser Zehe, mild und sacht,
Den Finger am geschloss'nen Mund,
Die stille Herrin Mitternacht —
Vom Turme schallt die zwölfte Stund.

Heinrich Federer, Zürich.

Aus „Die Schweiz" IV 1900, 400/01.